



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meister, Karl: Menander in Lauchstedt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Natur eine neue Stufe der Wirklichkeit einführt, die für unsern Gesichtskreis nur im Menschen zur Eröffnung kommt, die aber nicht aus ihm hervorgeht und daher auch nicht den Bedingungen seiner Natur unterliegt. Mit andern Worten: das Geistesleben im Menschen bricht zusammen, und alles Müssen darum ist ein Haschen nach Phantomen, wenn es hinter sich nicht eine geistige Welt hat, aus der es schöpft und die es vertritt. Daß die Anerkennung einer solchen selbständigen Tiefe des geistigen Lebens bei uns den Anblick des Menschen und der Welt wie auch die Aufgabe des Lebens aufs wesentlichste verändert, ja daß sie eine Umkehrung der gesamten vorgefundnen Lage bewirkt, wird näher darzulegen sein; dann ist auch zu prüfen, ob damit die Erhöhung des Menschen geboten wird, ohne die das Leben allen Sinn und Wert verliert.“ —

So sehen wir hier den reichen Ertrag einer gut angewandten Lebensarbeit: Eucken schüttelt mit freigiebiger Hand an dem Baume seines Lebens, und die Früchte fallen „gehäuft uns in den Schoß“.

Möge dem edeln Manne noch recht lange seine körperliche und geistige Frische erhalten bleiben! Denn er hat uns noch viel zu sagen, und wir — wir haben ihn noch viel, sehr viel zu fragen!



Menander in Lauchstedt



anher griechische Schriftsteller, dessen Verlust wir jetzt beklagen, ist noch bis zum Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. gelesen worden, wo die antike Kultur in der Osthälfte des alten römischen Reiches durch den Einbruch der Araber einen schweren Stoß erhielt. Unter den vielen, die in der darauffolgenden Periode des politischen und geistigen Niedergangs vergessen und verloren worden sind, gibt es wenige, die die Nachwelt so schmerzlich vermißt hat, wie den berühmtesten Dichter der hellenistischen Zeit, Menander von Athen. Aber schon seit einigen Jahren konnte man hoffen, daß dieser Hauptvertreter der neuern attischen Komödie nicht auf immer untergegangen sei. In Ägypten sind in griechischen Gräbern und Rehrichthäusern, die man ausgegraben hat, zahlreiche Reste griechischer Bücher und Buchrollen gefunden worden, die uns schon manches bisher Verlorne wiedergeschenkt haben. Schon wiederholt waren unter diesen Funden größere und kleinere Bruchstücke von Komödien Menanders ans Tageslicht gekommen, die wenigstens zeigten, daß der Dichter einst in Ägypten viel gelesen worden ist, ja es ließen sich aus ihnen auch einzelne Szenen rekonstruieren. Aber alles frühere hat der neueste Fund in den Schatten gestellt. Bei französischen Ausgrabungen ist ein teilweise erhaltenes

Buch zutage gekommen, worin große Stücke von vier Komödien des Menander stehn, zusammen etwa 1500 Verse.

Carl Robert in Halle hat sich das Verdienst erworben, den kostbaren Fund durch eine Übersetzung in Versen,^{*)} der er auch kurze Angaben über den vermutlichen Inhalt der verlorenen Szenen beigegeben hat, Philologen und Nichtphilologen näher zu bringen. In dieser Übersetzung sind die beiden der neu gefundenen Komödien, von denen das meiste — etwa die Hälfte — erhalten ist, am 20. und 27. Juni in Lauchstedt aufgeführt worden, das erstemal vor geladnem Publikum. Am 11. Juli ist dann auf dringenden Wunsch noch eine zweite öffentliche Vorstellung gegeben worden. Robert selbst hatte zusammen mit andern die Leitung übernommen. So konnte man griechische klassische Stücke auf einer klassisch deutschen Bühne sehen, die ja vor kurzem wiederhergestellt und mit der Aufführung von Goethes Sphigeneie eingeweiht worden ist.^{**)}

Der Vorhang geht auf, wir sehen uns vor die Bühne von Dropos versetzt, eines Grenzstädtchens zwischen Attika und Böotien, dessen kleines, wohl-erhaltenes Theater sehr geeignet ist, als Vorbild zu dienen. Der Beschauer sieht die Vorderseite eines Hauses mit einer von sechs dorischen Säulen getragenen Vorhalle, aus der man durch drei Türen in das Haus gelangen kann. Wir wissen, daß durch die drei Türen auf einfachste Weise drei Nachbarhäuser angedeutet sind, wir wissen auch, daß der rechte Seitenausgang der Bühne in die Stadt, der linke aufs Land führen soll. Die Handlung spielt, wie immer in der neuern attischen Komödie, auf der Straße.

Die Darsteller sind getreu nach antiken Mustern gekleidet und ausgestattet. Sogar in Haltung und Bewegung wissen sie sich nach ihren Vorbildern zu richten. Die Darstellungen von Komödienzenen in Handschriften, auf Wandbildern und Vasen scheinen in ihnen lebendig geworden zu sein. Die Masken, die die Schauspieler in Athen trugen, sind sehr geschickt durch Schminke wiedergegeben. Man erkennt die sachkundige Leitung des Archäologen.

Aber wie ist es möglich, die erhaltenen Szenen zu vollständigen Theaterstücken auszugestalten? Die Leiter der Aufführung haben einen sehr glücklichen Ausweg gefunden. Sie lassen die verlorenen Teile pantomimisch darstellen, dazu spielt Klavier und Streichorchester Musikstücke, die Herr Dr. Albert aus zwei Orchester Suiten vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgewählt und so eingerichtet hat, daß das Ende der einzelnen Szene auch durch einen musikalischen Abschluß hervorgehoben wird; der Charakter der Musik, bald feierlich, bald lebhaft, entspricht etwa dem Inhalt der Szene. So ist bei der

^{*)} Szenen aus Menanders Komödien. Deutsch von Carl Robert. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1908. Gebunden 2 Mark 40 Pf.

^{**)} Vgl. Grenzboten 1908, Nr. 26, S. 645 ff.

Aufführung der Schwerpunkt bei dem wirklich Erhaltenen geblieben und doch aus den Fragmenten etwas Ganzes geschaffen worden. Infolge der Gleichförmigkeit der Fabeln in der neuern Komödie, von der noch die Rede sein wird, ist die Rekonstruktion nicht so aussichtslos, wie es etwa bei einem modernen Drama der Fall sein würde. Daß natürlich auch so manches in den Ergänzungen problematisch ist, nimmt man für den Preis einer soweit möglich vollständigen Aufführung gern mit in Kauf. Die Hauptsache sind ja doch die echt menandrischen Szenen, und die allein bieten des Schönen genug. Betrachten wir gleich die prächtige unverfehrt erhaltne Szene, die dem ersten Stück, dem „Schiedsspruch“ (Epitrepontes), den Namen gegeben hat.

Zwei Männer, in Felle gekleidet, treten in heftigem Wortwechsel auf, doch einigen sie sich bald, ihre Sache dem alten Herrn Smikrines vorzutragen. Der ist zwar wenig geneigt, sich mit dem Gefindel im Wollenflaus einzulassen, aber die dem Athener angeborne Freude am Prozeßieren und Judizieren siegt in ihm, und so fordert er mit dem Takt des erfahrenen Richters den von den beiden, der bisher geschwiegen hat, auf, den Streit zu berichten. Wir erfahren hieraus zugleich ein wichtiges Stück von der Vorgeschichte der Komödie.

Ich habe, so erzählt der Ziegenhirt Daos, ein ausgesetztes Kind gefunden, doch habe ich es nicht selbst behalten, sondern meinem jetzigen Gegner, dem Köhler Syriskos, auf seine dringenden Bitten überlassen. Den Schmuck des Kindes, der kaum etwas wert ist, habe ich behalten. Auf den macht jetzt Syriskos Anspruch. Ist das nicht unverschämte? Hätten wir beide zusammen das Kind gefunden, dann hätten wir doch billig den Fund geteilt, dem einen das Kind, dem andern der Schmuck. Nun bin ich gar der alleinige Finder und habe freiwillig ihm das Kind abgetreten. Und doch will Syriskos, der nichts gefunden hat, alles haben? Wenn er nicht zufrieden ist, mag er mir das Kind zurückgeben, dann geschieht keinem Unrecht.

Doch alles bekommen, zur Hälfte geschenkt, zur Hälfte ertrotzt,
Das geht doch nicht. Das hatt' ich zu sagen, ich bin zu End'.

Alles, was Daos erzählt hat, bestätigt Syriskos, den Fund, seine Bitten um das Kind. Und doch bestreitet er das Recht des Daos auf den Schmuck. Den reklamiert der Junge für sich — dabei läßt er sich das Wickelkind von seiner Frau, die dabei steht, auf den Arm legen —, und er, Syriskos, den Daos selbst zum Vormund eingesetzt hat, vertritt die Forderung. Daos ist gar nicht der Finder des Schmuckes:

Ist das ein Fund, wenn der Eigentümer daneben liegt?
Das heißt nicht „finden“, sondern „schinden“!

Und nun wird der einfache Köhler pathetisch. Er erinnert an die Helden der Tragödie, an Pelias und Neleus, die einst wie dieses Kind ausgesetzt und von einem Hirten gefunden worden sind; in Niedrigkeit wuchsen sie auf,

bis ihre erhabne Herkunft ans Licht kam. Was wäre aus ihnen geworden, wenn ihre Pflegeväter Leute wie Daos gewesen wären! Darum wäre es auch eine Ungerechtigkeit, diesem das Kind zurückzugeben, der es doch jetzt nur haben wollte, um den Schmuck verschleudern zu können.

Der Zuschauer selber fühlt sich als Richter und spricht oder sucht im stillen das Urteil. Der Schiedsspruch des Smikrines drückt aus, was jeder denkt oder fühlt: Dem Kinde gehört der Schmuck, das Kind dem Syrischos, der dessen Eigentum verteidigt, nicht dem Daos, der es seines Eigentums berauben will. So muß dieser den Schmuck hergeben, freilich murret er über das Urteil und ruft wenigstens dem Syrischos zu, er würde wohl aufpassen, daß er den Schmuck auch wirklich dem Kinde bewahrte.

An einem Ring, der sich unter den Schmucksachen befindet, wird dann im Verlauf des Stückes erkannt, daß das Kind von dem jungen Herrn des Syrischos und seiner Frau, der Tochter des Smikrines, eben jenes Schiedsrichters in dem Streite, stammt. Sie ist als Mädchen nicht allzulange vor der Hochzeit bei einem orgiastischen Feste von ihrem spätern Manne in der Trunkenheit vergewaltigt worden, ohne daß die beiden sich später wiedererkannt haben. Die Entdeckung des Kindes führt so zur Aufklärung und zur Versöhnung der durch Verrat und Verdacht entzweiten Gatten.

Die Fabel des andern Stückes, das nach der Hetäre des Demeas, eines ältern reichen Atheners, „Die Samierin“ heißt, ist der des „Schiedsspruches“ sehr ähnlich. Ein vor der Hochzeit des Liebespaares gebornes Kind gibt den Anlaß zu der Verwicklung. Mit köstlichem Humor ist eine glücklich erhaltne Szene zwischen den beiden künftigen Schwiegervätern ausgeführt. Nikeratos, der Vater des Mädchens, ist bei der Entdeckung von dem Fehltritt seiner Tochter von rasender Wut gepackt worden. Ganz richtig ahnt er, daß der junge Mosehion, der das Mädchen liebt, der Täter ist. Aber Demeas, der Vater des Mosehion, der Typus des jovialen Atheners, bezwingt den Wütenden erst mit dem Stock, mit dem er ihn angegriffen hat, und dann eringt seine Überredungskunst einen glänzenden Sieg über den Gegner. Auch hier werden Sagen, die dem attischen Publikum aus Tragödien geläufig waren, komisch herangezogen. Am besten ist's, ich führe das amüsante Stück wörtlich in Roberts Übersetzung an.

Nikeratos:

Demeas, du kränkst mich bitter, und du weißt doch ganz gewiß,
Wie sich alles hat begeben.

Demeas:

Freilich, also hör' mir zu,
Und dein Weib laß ganz in Ruhe.

Nikeratos (argwöhnisch):

Hat am Ende doch dein Sohn
Mich hineingelegt?

Natürlich kommt zum Schluß die Hochzeit der jungen Leute zustande, und das Kind wird von dem Vater anerkannt.

Darin aber, daß Demeas anscheinend lebende Personen zu Beispielen nimmt, lebt ein Zug der alten attischen Komödie fort, die bei jeder Gelegenheit berühmte oder bekannte Zeitgenossen verspottete, zuweilen auch feierte, ja sie sogar mit ihrer Maske auf die Bühne brachte. Sonst hat freilich das bürgerliche Lustspiel Menanders wenig mit den phantastischen Schöpfungen der tollen Laune des Aristophanes gemeinsam. Die merkwürdige Tatsache, daß sich die attische Komödie in so kurzer Zeit vom fünften zum vierten Jahrhundert so gänzlich verwandelt hat, wird nur durch die völlig veränderte Stellung Athens verständlich.

Viel näher steht Menanders Komödie der Tragödie des Euripides. Nicht allein, daß die von ihm behandelten Sagen erwähnt, daß berühmte Partien seiner Tragödien zitiert werden, auch inhaltlich ist Euripides Vorbild gewesen. Die Szene zwischen dem Hirten und dem Räuber im „Schiedsspruch“ entspricht ganz der Art des Euripides, der gern seine Dramen mit solchen Redeturnieren ausgestattet hat; ja noch mehr, die ganze Handlung ist, wie man bereits erkannt hat, einer Szene der euripideischen „Allope“ nachgebildet. Auch in dieser verlorenen Tragödie, deren Inhalt uns jedoch bekannt ist, hat ein Hirt das ausgelegte Kind, das er gefunden hat, einem andern zur Erziehung übergeben, aber das Kleid des Kindes für sich behalten, auch hier geraten die beiden darüber in Streit und rufen die Entscheidung des Mannes an, der, wie sich nachher herausstellt, der Vater von der Mutter des Kindes ist.

Mit Euripides hat Menander auch die Neigung zum Reflektieren gemeinsam. Seine Sprüche praktischer Lebensweisheit, die er in die Reden seiner Personen eingeflochten hat, waren im Altertum berühmt und wurden viel zitiert, alphabetisch geordnete Sammlungen solcher Sentenzen sind das einzige, was uns die Byzantiner von Menander überliefert haben. Sogar der Apostel Paulus hat im 1. Korintherbrief, Kapitel 15, 33 den Spruch „Böse Geschwätze verderben gute Sitten“ angeführt, der uns in der einen dieser Sammlungen überliefert und auch sonst als menandrisch bezeugt ist. Natürlich beweist dieser zum Sprichwort abgenutzte Vers nicht, daß der Apostel die betreffende Komödie selbst gelesen habe, geschweige denn, daß er mit Menander und der griechischen Literatur vertraut gewesen sei.

Wie bei Euripides sogar die Ammen philosophieren, so hat Menander im „Schiedsspruch“ einen Sklaven Gedanken über das Weltregiment aussprechen lassen. Doch hat er diese Worte geschickt und nicht ohne komische Wirkung mit der Handlung in Zusammenhang gebracht; wir nehmen gar nicht daran Anstoß, daß die Weisheit aus Sklavenmund kommt. Der alte Smikrines will erbittert über den Lebenswandel seines Schwiegersohnes die Scheidung seiner Tochter durchsetzen und kommt vor dessen Haus, um ihre Mitgift zurückzuerlangen, Götter und Dämonen ruft er dabei zu Zeugen an, daß er ganz recht handelt. Da

sagt ihm der Sklave des jungen Ehemanns Dnesimos, der ihm auf sein un-
stümes Pochen geöffnet hat:

Glaubst du wirklich, Smikrines,
Die Götter hätten soviel Zeit, um Tag für Tag
Uns zuzumessen das Gute und Schlimme, und obendrein
Noch einem jeden einzeln?

Smikrines:

Ich versteh dich nicht.

Dnesimos:

So will ichs deutlich erklären. Paß mal auf.
Es gibt auf dieser Welt — nun sagen wir einmal
So gegen tausend Städte, und in jeder Stadt
Sind dreißigtausend Menschen. Wie machens die Götter da,
Um uns zu segnen oder zu schinden, Stück für Stück?

Smikrines:

Da hast du recht; da hätten sie gar viel zu tun.

Dnesimos:

Und also kümmern sie sich keinen Deut um uns?
So wirst du fragen. Nun, gewissermaßen doch.
Den Charakter haben uns die Götter eingepflanzt
Als Kommandanten. Wenn der schlecht behandelt wird,
Zerschindet er dich. Doch Heil und Segen bringt er dem,
Der ihn gut behandelt. Der Charakter ist unser Gott,
Die Quelle des Guten und des Bösen. Suche seine Gunst,
Und handle nicht töricht und unverständlich: dann gehts dir gut.

Smikrines:

Und handelst mein Charakter, du verdamneter Hund,
Jetzt unverständlich?

Dnesimos:

Er zerschindet dich ganz und gar.

Smikrines:

So eine Frechheit!

Dnesimos:

Ist das eine gute Tat,
Deine Tochter wegzuholen von ihrem Ehemann?

Smikrines:

Gut ist es nicht, doch sittliche Notwendigkeit!

Dnesimos:

Das Schlechte nennt der sittliche Notwendigkeit!
Ist das zu glauben? Wenn du in dein Verderben rennst,
Wer sonst ist schuld als dein Charakter? Aber jetzt
Hat dich der Zufall noch einmal gerettet. Drin
Triffst du Versöhnung, Fried' und Freud' und Einigkeit.
Das aber sag ich dir, daß ich nicht noch einmal
Dich strackeln seh! Für diesmal absolvier ich dich.
Jetzt geh hinein — und küß' deinen Entel.

Der Enkel ist jenes ausgesetzte Kind, dem Smikrines selbst mit seinem Schiedsspruch die bei ihm gefundenen Schmucksachen zuerkannt und es dem redlichen Pflegevater erhalten hat.

Die Komödien Menanders wirken nicht wie die meisten Lustspiele der neuern Zeit durch ihren Stoff. Ich meine nicht deshalb, weil sie vielfach einen recht unerfreulichen Einblick in das attische Familienleben und die faulen Sittenzustände der damaligen Zeit geben, das mag wohl das zeitgenössische Publikum des Dichters weniger unangenehm empfunden haben als wir. Aber sie bieten stofflich wenig neues, ihre Fabeln sehn einander oft zum Verwechseln ähnlich und scheinen manchmal geradezu nach einer Schablone fabriziert. Den Personen ist mit der Maske, die sie tragen, in der Regel auch schon ihr Charakter aufgeprägt, und die Zahl dieser Masken oder Personen, über die der Dichter verfügt, ist recht beschränkt. Fester Bestand ist nicht nur das Liebespaar und der verschmigte Diener, die sich ja auch in den Lustspielen der modernen Völker mit geringen Abwandlungen wiederholen, sondern auch die andern Personen kehren in den Komödien, in denen sie der Dichter verwandt hat, schlechtthin als dieselben wieder: der Vater, die Ehefrau, der Parasit, der Koch, der Soldat. Denn Individuen, komplizierte Charaktere, wie es die Menschen nun einmal wirklich sind, kennt die Komödie Menanders ebensowenig wie die Plastik der klassischen Zeit Porträts. Wie die bildende Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts stellt sie Typen dar, Typen der verschiedenen Lebensalter, Geschlechter, Stände und Berufe und stattet sie in neuen Situationen und Entwicklungen mit neuen Zügen aus. Denn trotz der Ähnlichkeit der Fabeln und der Personen sind doch die Stücke Menanders, die wir jetzt im Urtext oder von alters her in den lateinischen Nachbildungen kennen, keine Wiederholungen voneinander. Mögen sie auch nach ähnlichem Grundriß und zum Teil auch mit denselben Bausteinen aufgeführt sein, so sind sie doch selbständige Schöpfungen, jede hat ihren eignen Reiz. Was im allgemeinen für die griechische Kunst überhaupt gilt, das trifft auf die neuere attische Komödie ganz besonders zu: ihr Wert liegt nicht im Was? sondern im Wie? nicht im Stoff, sondern in der Behandlung. Dadurch, daß sich die griechischen Künstler und Dichter immer wieder denselben Aufgaben — oft viele Generationen hindurch — zugewandt haben, sind sie zu ihrer Meisterschaft gelangt.

Menanders Einfluß auf die Mitwelt und Nachwelt ist sehr groß gewesen. Er selbst ging zwar in den Stürmen des Mittelalters unter, aber sein Schatten ist immer auf Erden geblieben. Zu allen Zeiten sind die sechs Komödien des Terenz, die bis auf eine Übersetzungen oder Bearbeitungen von menandrischen Originalen sind, bewundert und gelesen worden, im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit noch viel mehr als heute, denn damals bildeten sie in den Schulen einen Hauptteil der lateinischen Lektüre. An Terenz und an dem seit der Renaissance wieder entdeckten Plautus hat sich dann das Lustspiel der Völker des modernen Europas gebildet. Menander und wenige andre Dichter der

neuern attischen Komödie sind es, deren Erben und Nachfolger Shakespeare und Molière, Holberg und Lessing geworden sind. *)

Freuen wir uns, daß wir jetzt den Alnherrn des modernen Lustspiels wieder in urreigen Schöpfungen lesen und verstehn können. Denn natürlich, nur im Original läßt er sich ganz genießen. Seine wundervollen Verse, seine ungekünstelte und doch abwechslungsreiche Sprache, die jedem Gedanken den treffenden Ausdruck gibt, sind eben unübersetzbar. Viele Feinheiten des Originals verblaffen in der Übersetzung oder werden vergrößert. Darum hat Carl Robert nach der Erstaufführung am 20. Juni seinem Publikum, das ihn nach der Vorstellung stürmisch hervorgerufen hatte, gesagt: „Lesen Sie ihn griechisch!“ Mag man aber auch gerade von diesem Dichter sagen, daß auch eine gute Übersetzung der Rückseite des Teppichs gleicht, so ist doch in der Übersetzung lesen besser als gar nicht lesen.

Seien wir darum dem Gelehrten dankbar, der mit seiner deutschen Übertragung der neugefundnen Szenen die Bekanntschaft mit dem Dichter erleichtert oder ermöglicht. Ein besondres Glücksslos aber haben die gezogen, die den neuen Menander in Lauchstedt gesehn haben. Bei jeder der drei Aufführungen war das hübsche Theater gefüllt bis auf den letzten Platz, und nicht nur von Fachleuten. Auch die Damen waren zahlreich vertreten. Jedesmal hat lebhafter Beifall den Darstellern und den Leitern der Aufführung gezeigt, daß ihre Mühe dankbare Zuschauer gefunden hat. Wir wird die Menanderaufführung in Lauchstedt in schöner Erinnerung bleiben.

Leipzig

Karl Meister



Noordwijk aan Zee



äfar Flaischen hat ein wunderbares Gedicht verfaßt: „Im Kahn“. Träumend läßt sich im Rachen der Sängers von den Wellen schaukeln und wiegen und forttragen in die Ferne, den stillen, weißen Wolken zu, die den Horizont umschweben; immer mehr versinkt die Küste, alles wird zu blauem Glanz:

Selig lieg ich auf dem Rücken, horche auf die
Nimmenlieder, die mir Wind und Wellen singen . . .

Falte langsam meine Hände . . . schließe lächelnd

Meine Augen und verträume in den Himmel

Wie ein Kind in stiller Wiege . . .

Meine Mutter ist die Sonne . . .

Meine Mutter ist die Sonne,

Und ich weiß, sie hat mich lieb!

Vor ein paar Jahren, als ich zuerst in dem holländischen Seebade Noordwijk weilte und das Leben in Poesie und Poesie sich in Leben wandelte, da

*) Vgl. von Reinhardtstötner, Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele. Leipzig, 1886.